

Arquímedes González (Nicaragua)

Hunger und Durst

Die Gruppe der festgenommenen Immigranten war hungrig und erschöpft. Sie hatten vor einer Woche voller Hoffnung den Rio Bravo überquert. Doch eine der Frauen konnte nicht schwimmen. Sie stammte aus Nicaragua, aus Condega in der Region Estelí. Sie wäre bald dreißig geworden. Seit zwei Jahren litt sie an ständiger Müdigkeit, trockenem Husten und Nachtschweiß. Als Fünfzehnjährige war sie mit ihrem doppelt so alten Freund von zu Hause ausgerissen. Fünf Jahre später rettete sie sich aus der Wohnung des Freundes und nahm ihre beiden Kinder mit. Damals war ihre Tochter vier Jahre alt, wirkte aber wie drei. Ihr Sohn konnte schon gehen, und wenn sie nicht aufpasste, lief er in den Hof Ameisen fangen. Einmal wurde er krank, weil er aus einem nahen Rinnsal getrunken hatte. Ihre Kinder hießen Juan und Jacinta. Sie selbst hieß Leticia und am Tag, bevor sie fortgegangen war, hatte sie ein Foto von sich, den Kindern und den Großeltern machen lassen. Dieses Foto gab sie nie aus der Hand.

In der Flussmitte trieb die Strömung die Gruppe auseinander. Die meisten überlebten, Leticia jedoch wurde von den Fluten mitgerissen. Sie sahen sie verzweifelt mit den Armen rudern, aber niemand rettete sie. Zwei oder drei Mal kamen ihre Hände noch nach oben. Es half nichts.

Als sie wieder an Land waren, versuchten einige sie zu finden. Die übrigen waren wie erstarrt, weil sie nie damit gerechnet hätten, so schnell dem Tod zu begegnen. Da die Suche vergeblich blieb, nahmen sie ihre Bündel und gingen schweigend weiter.

Je weiter sie sich vom Fluss entfernten, umso heißer wurde es und umso weniger Bäume spendeten Schatten. Es hatte zweiunddreißig Grad, und das um zehn Uhr morgens. Der Mann, der die Gruppe führte, mahnte sie, nicht zu viel Wasser zu trinken. Sie sollten besser sparsam damit sein, weil ein viertägiger Marsch vor ihnen läge.

Nachts sammelten sie sich neben ein paar Felsen und warteten auf den Sonnenaufgang. Einige glaubten, ein Feuer machen zu können, aber das war zu gefährlich. Andere kauten schweigend das bisschen Essen, das sie mithatten. Später in der Nacht hörten sie Kojoten heulen. Die Tiere befanden sich ganz in ihrer Nähe. Der Mann, der sie führte, bat sie, ruhig zu bleiben. Kämen die Kojoten näher, würde er eine Fackel entzünden, aber erst dann. In der Zwischenzeit sei es am Besten, sich ruhig zu verhalten, zusammenzubleiben und keinen Lärm zu machen. Die Kojoten ängstigten die Wanderer bis zum frühen Morgen. Nun war es still und die Sonne ging auf.

„Auf geht’s! Los!“, befahl der Mann, der sie führte, und trat einige Leute in die Seite. Der Marsch ging weiter. Kaum war die Sonne aufgegangen, begannen sie zu schwitzen. Sie bewältigten die Etappe schweigend und sparten sich ihre Kräfte. Sie hielten den gestrigen Tag für schlimm und hatten keine Ahnung, was noch passieren würde. Die Sohlen der Schuhe wurden heiß und einige klagten über Blasen an den Füßen. Ihr ortskundiger Führer drehte sich kein einziges Mal um und warnte dauernd: „Wenn einer zurückbleibt, lassen wir ihn zurück. Also beeilt euch!“

Die Drohung war ernst gemeint, und alle beschleunigten ihren Schritt. Am langsamsten waren die Frauen und ein paar ältere Männer. Die erfahreneren Frauen trugen Rosenkränze oder Medaillons mit einem Bild von Christus am Kreuz um den

Hals. Andere hatten handtellergroße Kreuze aus Holz oder Marienbilder dabei und schickten Gebete zum Himmel, wenn sie fühlten, dass sie die Kräfte verließen. Erst mittags um zwei machten sie Halt, um zu essen und etwas Wasser zu trinken. Es gab an der Stelle einige Büsche, unter denen sie für ein paar Minuten Schutz suchten, die aber kaum Schatten spendeten. Als sie das verbrannte Riedgras sahen und wie der Staub aufstieg, wurde ihnen noch heißer, und jeder versuchte, die düsteren Gedanken zu verscheuchen, um den Mut nicht ganz zu verlieren.

Plötzlich war das Weinen eines Säuglings zu hören.

„Verdammt! Ich hab euch doch gesagt, bringt keine Rotznasen mit!“, schimpfte der Mann, brach einen Zweig von einem Strauch und steckte ihn sich in den Mund.

Er stand auf und ging nachsehen, wo das Jammern herkam.

Die Frau sagte nichts und drehte sich nicht einmal zu ihm um. Sie drückte den Säugling an sich, aus Angst, dass der Mann ihn ihr wegnehmen könnte.

„Wenn der Kleine schreit und die Polizei gerade ihre Runde macht, ist alles aus“, mahnte er und drohte mit dem Finger.

Sie nickte, knöpfte ihr Hemd auf, holte eine welke Brust heraus und schob die schlaffe Warze dem schwächlichen Säugling in den Mund, der verzweifelt saugte, auch wenn es nichts für ihn gab.

Die Frau hatte kein Wasser mehr und niemand gab ihr welches ab.

Nach dieser Pause marschierten sie weiter. Der Boden war trocken. Es gab hier nur wenige Sträucher und in der Ferne waren Kakteen und Felsen zu sehen, die wie Überlebende Zeugnis davon gaben, wie beschwerlich der Weg war. Am Nachmittag blieben sie noch einmal stehen. Der Mann, der sie führte, hielt auf Bitten einiger Frauen kurz an, warnte aber, dass sie nur zehn Minuten Rast machen könnten und er danach nicht mehr darauf hören werde, wenn sich jemand beklagte.

Die Frau mit dem Säugling war so weit zurückgefallen, dass sie den Anschluss an die Gruppe verloren hatte. Keiner drehte sich um und keiner fragte nach ihr.

Am nächsten Morgen wurden sie von den Rufen eines Mannes geweckt.

Er hieß Tobias und kam aus San José Chancasque in der Provinz Chalatenango in El Salvador. Er hatte vier Kinder. Seit sein früherer Patron nach einer langen Dürre seine Ländereien verkauft und ihn entlassen hatte, musste die Familie großen Mangel leiden. Manchmal hatte er schon daran gedacht zu stehlen, es sich aber immer anders überlegt. Er konnte seinen Kindern so etwas nicht antun. Also wurde die Kuh verkauft und er machte sich auf den Weg.

„Eine Schlange!“, schrie Tobias, rannte wild umher und schlug sich mit dem Hut auf die Beine. Die Gruppe zerstreute sich, bis wieder Ruhe einkehrte. Eigentlich hatte keiner die angebliche Schlange gesehen, aber es war besser so. Tobias, der gewarnt hatte, ging ab jetzt neben ihrem Führer, aus Angst, wieder auf eine Schlange zu stoßen.

„Und warum gehen wir nicht über die Berge?“, traute sich endlich einer, dem Mann, der sie führte, zu widersprechen.

„Dort würden wir alle umkommen“, antwortete der ihm.

Da stellte niemand mehr die gewählte Route in Frage und sie marschierten weiter. An diesem Tag, dem dritten, war es noch heißer, oder vielleicht waren sie auch schon geschwächt, hatten Hunger und Durst und spürten die Hitze mehr. Manche litten unter Kopfschmerzen und Übelkeit und hatten rote Gesichter. Der Weg schien endlos. Sie gingen ihn wie Zombies, von einem höheren Willen angetrieben. Sogar das Atmen fiel ihnen schwer und einer brach unter Krämpfen zusammen.

Der Mann, der sie führte, kam nachsehen, was los war.

„Jetzt sind wir wirklich im Arsch“, sagte er und kratzte sich am Kopf. Dann befahl er:

„Los, weiter! Ich bin kein Arzt und habe keine Medikamente, also werden wir weitergehen.“

„Aber wir können ihn doch nicht allein hierlassen ...“, beschwerte sich eine Frau.

„Wir haben schon drei Leute zurückgelassen, einer mehr oder weniger macht keinen Unterschied“, entgegnete der Mann.

Zwei blieben bei dem Kranken stehen, aber nur ein paar Minuten.

Sein Name war Emilio. Er litt an Krämpfen, seit er klein war. An den Ellbogen hatte er Narben von alten Verletzungen durchs Hinfallen. Seine Eltern lebten in der Umgebung von San Pedro Sula in Honduras. Es war nicht besser geworden, obwohl er behandelt wurde. Als Kind hatte er oft Durchfall gehabt. Später als Jugendlicher klagte er über ständige Schmerzen in Brust, Kopf und Nieren. Sein Leben war ein einziges Leiden. Eine Qual. Nie war er wirklich gesund gewesen.

Sie stellten dem Zurückgelassenen eine halb volle Wasserflasche hin. Sonst konnten sie nichts tun.

Sie rasteten, bis es Nacht wurde. Inzwischen hasste jeder den Mann, der ihnen über die Grenze half, aber sie konnten sich nicht gegen ihn stellen, weil er sie sonst ihrem Schicksal überlassen hätte, und das war ihnen auf dieser Reise nicht wohlgesonnen.

Einer der Jüngsten wurde von einem Skorpion gestochen. Er war gerade eingeschlafen, als er den Stich spürte. Er fuhr hoch und schlug sich mit der Hand aufs rechte Bein, dann zog er die Hose aus und entdeckte das tote Spinnentier.

Wieder heulten die Kojoten, aber die Leute waren müde und schliefen doch ein.

Morgens war es kühler. Manche erwachten, weil sie nach der Bettdecke tasteten und erst dann merkten, dass sie in der Wüste waren, immer noch Hunger und Durst hatten und dass ihnen keine Menschenseele half.

Am darauffolgenden Morgen ging das Wasser zur Neige. Die letzten Lebensmittel hatten sie am Abend aufgegessen. Alle fragten sich im Stillen, was sie heute und an den folgenden Tagen gegen ihre knurrenden Mägen tun sollten. Genau genommen, war nicht der Hunger das Problem, denn nichts zu essen zu haben war in ihren Familien an der Tagesordnung. Mal wurde eine Mahlzeit ausgelassen, mal zwei. Schlimmstenfalls aßen sie nur Tortilla mit Salz oder bloße Kartoffeln. Wasser war, was sie am dringendsten benötigten, und der heiß ersehnte Schatten.

Sie stießen auf die Skelette eines Mannes und seines Pferds. Der Verstorbene hatte noch alle Kleider an und das Pferd trug den vollständig erhaltenen Packsattel mit den Satteltaschen um die Mitte. Sie gingen schweigend daran vorbei. Die Knochen stanken. Einige Männer nahmen den Hut ab und die Frauen bekreuzigten sich.

Dann gab es endlich wieder eine gute Nachricht, sie fanden einen Brunnen und blieben kurz stehen, um Wasser zu schöpfen. Es war trüb gefärbt, aber sie waren durstig und tranken alle, ohne zu warten, bis die Verunreinigungen sich am Boden absetzten.

„Es ist nicht mehr weit“, kündigte der Mann an, der sie führte.

Sie waren erleichtert. Von den zweiunddreißig an der mexikanischen Grenze Aufgebrochenen waren vier nicht bis hierher gekommen, und die anderen auch nur mit Mühe. Die Hälfte von ihnen hätte ein oder zwei Tagesmärsche mehr wohl nicht überlebt.

Am Nachmittag strengten sie sich an und marschierten entschlossen. Sie sahen, wie sich in der Ferne ein paar Wolken zusammenballten. Offenbar würde es regnen. Sie waren erleichtert, als es Abend wurde. Noch ein Halbtagesmarsch und sie würden die Stadtgrenze erreichen.

Die Wolken verzogen sich.

Manche hatten Verwandte, die auf sie warteten. Andere würden sehen müssen, wie sie sich durchschlugen, weil weder Bett noch Essen auf sie wartete und das bisschen Geld, das sie noch hatten, kaum für ein, zwei Mahlzeiten reichte.

„Psssst, da kommt jemand!“, warnte einer im Morgengrauen.

Sie hörten Leute auf Englisch miteinander reden und sahen in der Ferne die Lichter von Taschenlampen zucken.

„Duckt euch!“, flüsterte jemand.

Es war das erste Mal, dass sie sich in der Dunkelheit trennten und sich jeder anderswo hinbockte und wartete.

Eine Frau suchte nach dem Mann, der sie geführt hatte, aber der hatte sich schon aus dem Staub gemacht.

Eine Stimme zerriss die Dunkelheit: „We know you are there. Please, come out!“

Dann noch einmal auf Spanisch mit US-amerikanischem Akzent: „Salgan! Los tenemous rrodeados!“

Ein Mann versuchte, davonzurennen und wurde festgenommen.

Mehrere Polizeieinheiten kamen auf sie zu. Die Lichter leuchteten jetzt von allen Seiten.

„Wo sind die anderen?“, fragte der Beamte den Festgenommenen.

Der Mann zeigte in eine Richtung und die Jagd begann. Die wenigsten versuchten zu flüchten, nur einem gelang es.

Er hieß Francisco. Er war schon immer schwächlich gewesen und seine Freunde lachten ihn manchmal aus und nannten ihn ausgemergelt und hässlich. Er hatte seit Tagen nichts anderes gegessen als Blätter von den Büschen. Er stammte aus Guatemala und war in Puerto Barrios geboren.

Bis vor einigen Jahren hatte sein Vater Bananen angebaut. Aber seit einem Unfall mit dem Lastwagen war dessen Rücken gelähmt und Franciscos Mutter wusch und bügelte Wäsche bei den Nachbarn und brachte ein bisschen was zu essen nach Hause. Francisco hatte fünf Jahre die Grundschule besucht. Die großen Kreuzfahrtschiffe mit den Touristen hatten ihn immer magisch angezogen. Es war sein Traum, Miami zu erreichen, Arbeit auf dem Bau zu finden und seinen Eltern Geld zu schicken.

Er war schrecklich hungrig und durstig. Er stellte sich vor, dass nicht einmal ein ganzes Schwein das Loch in seinem Magen stopfen könnte. Vielleicht würde er von nun an für immer Hunger und Durst haben.

In El Paso wartete sein Cousin auf ihn. Sie wollten von dort mit dem Auto nach Florida fahren.

Hunger und Durst. Hunger und Durst. Das dachte Francisco sich.

So fing sein neues Leben an.

Aus dem nicaraguanischen Spanisch übersetzt von Birgit Weilguny

Arquímedes González Torres (* 1972 in Managua, Nicaragua), Publizist und Schriftsteller. Veröffentlichung mehrerer Bücher; zuletzt erschienen 2012 der Roman „Dos hombres y una pierna“ sowie 2013 in Spanien der Erzählband „Clases de Natación“. Der Autor ist Preisträger des „Premio Centroamericano“ (Panama 2012) sowie weiterer Preise, beispielsweise in Honduras und Spanien. Seine Texte wurden außerdem in Anthologien in mehreren lateinamerikanischen Ländern sowie in Spanien publiziert.